



Dazugehören

Martin Chalfie*

Als die E-Mails mit den Glückwünschen eintrafen, wurde mir rasch klar, dass mein Nobelpreis mich auf diverse Listen brachte. Unser Rabbi meinte, ich sei der zweite Chemie-Nobelpreisträger, der bei ihm geheiratet hatte, und mein Postdoc-Betreuer Sydney Brenner, der „seinen“ Nobelpreis 2002 erhielt, bemerkte, dass ich sein fünfter Postdoc war, der mit dem Preis ausgezeichnet wurde. Ich war zu einem Sammlerstück geworden. Ich scherzte über diese Listen mit meinem Zahnarzt, der mich damit überraschte, dass ich sein vierter Nobelpreis-Patient sei, aber nur, wenn man David Baltimores Vater mit hinzuzählte.

Die Listen wurden mehr. Harvard, wo ich das College besuchte, und Columbia, wo ich 30 Jahre gearbeitet habe, beanspruchten mich. Ich wurde bekannt als die zweite Person meiner Highschool und die zweite Person meiner College-Klasse, die den Preis erhielt. Soweit ich weiß, beanspruchten mich auch meine Grundschule und die Junior Highschool – und wer weiß: vielleicht sogar der Dy-Dee-Windelwaschservice, der mir ein Abschlusszertifikat verliehen hatte, das meine Mutter aufbewahrte und nun in meinem Büro ausgestellt ist. Ich weiß, dass mich die Prep-School, an der ich vor meinem Eintritt in die Graduate School unterrichtete, beanspruchte. Und Leute sagen mir oft, ich sei der erste Nobelpreisträger, den sie träfen (obwohl eine Frau, als sie herausfand, dass ich den Nobelpreis habe, mich nur anschaute und sagte: „Sie machen Spaß, richtig?“). Nicht zuletzt fragten mich zwei Mitglieder des Columbia Chemistry Department, ob ich eine gemeinsame Professur annehmen wolle, vermutlich, um mich so auf die Liste der Laureaten des Instituts setzen zu können.

Viele dieser Listen, wie etwa die meines Zahnarztes, sind amüsan und harmlos. Manche sind sogar gerechtfertigt, denn Institutionen, an denen ich ausgebildet wurde oder angestellt war, könnten argumentieren, dass sie einen Teil des Ansehens verdienen. Aber eine kürzliche Bitte eines Wissenschaftslehrers um Material, das er an einer privaten Hochschule für jüdische Studenten auszustellen beabsichtigte, brachte mich ins Grübeln über die Bedeutung einiger Listen.

Ich wurde behelligt, weil er Material nur von jüdischen Nobelpreisträgern in einem Schaukasten der Schule ausstellen wollte. Obwohl ich im jüdischen Glauben erzogen wurde und stolz bin auf meine Herkunft, praktiziere ich meine Re-

ligion nicht. Wichtiger noch ist, dass dieser Aspekt meines Lebens nach meiner Wahrnehmung keinen nennenswerten Einfluss auf meine Wissenschaft hatte – außer vielleicht dahingehend, dass man mir beibrachte, Gelerntes zu hinterfragen. Insofern hatte ich ein Unbehagen damit, auf eine Liste jüdischer Wissenschaftler gesetzt zu werden.

Vor allem denke ich, dass dieses „Herauspicken“ von Laureaten einem grundlegenden Aspekt der Wissenschaft und insbesondere auch des Nobelpreises zuwiderläuft: Erfolg hängt davon ab, was du getan hast, und nicht, wer du bist. Der Preis, den Osamu Shimomura, Roger Tsien und ich uns teilten, verdeutlicht dieses Prinzip recht gut, denn schließlich haben wir sehr unterschiedliche Hintergründe und Herkünfte. Am wichtigsten ist vielleicht, dass die Religion, gleich wie die Farbe unserer Socken oder unser Lieblingsessen, der von uns betriebenen Wissenschaft unbekannt und irrelevant ist.

Ich denke, wegen der Religionszugehörigkeit oder irgendeines anderen unwesentlichen Charakterzuges in einen Zirkel aufgenommen oder davon ausgeschlossen zu werden, ist respektlos gegenüber dem, was ich bin und was ich getan habe. Insbesondere erinnerte mich die Bitte dieses Lehrers an eine Erfahrung, die ich 1966 bei der Arbeit in einer Fabrik machte. Eines Tages äußerte ich meine Ablehnung gegen den Vietnamkrieg, und einer der Arbeiter meinte: „Oh, du bist gegen den Krieg, weil du Jude bist.“ Mit einem Satz hatte er meine Argumente und auch mich abqualifiziert.

Ich schrieb dem Lehrer und erklärte ihm, weshalb mir unbehaglich dabei war, auf seiner Liste zu stehen. Zu meiner Überraschung antwortete er, dass auch er Bedenken hatte, aber dachte, mit dieser Vorgehensweise Unterstützung seitens der Schulleitung für den Schaukasten zu bekommen. Der Lehrer bemerkte außerdem, ein anderer Preisträger habe ihm geschrieben, dass seine Anfrage ein Irrtum sei. Obwohl er einen jüdisch klingenden Namen habe, wäre er kein Jude. Dennoch wolle er der Schule ein Bild schicken. Der Lehrer beabsichtigte, auch dieses Bild auszustellen, vielleicht im Klassenzimmer, falls die Schule etwas gegen die Aufnahme in die Hauptsammlung hätte. Nun konnte ich dem Zirkel beitreten. Ich schickte eine kleine, signierte Fassung des Nobelposters, das Osamu, Roger und mich zeigt. Gleichgültig wo das Poster hängen wird, wird es alle drei Gesichter zeigen und die Wissenschaft meiner zwei Kollegen würdigen.

Noch immer bin ich aber aufgewühlt. Diese Listen versuchen, den Listenersteller mit jemandem in Verbindung zu bringen, den zu würdigen – seien wir ehrlich – eine kleine Gruppe in Schweden sich entschieden hat. Ich bin dank-erfüllt, wenn Menschen mich auf ihre Liste aufnehmen

[*] Prof. M. Chalfie
1012 Fairchild, MC#2446
Department of Biological Sciences, Columbia University
1212 Amsterdam Avenue, New York, NY 10027 USA
E-Mail: mc21@columbia.edu

möchten, ich kann aber nicht anders als zu denken, dass man die Arbeit würdigen sollte und nicht die Menschen.

Bei meinen Reisen höre ich oft, dass sich Menschen fragen, wann denn ihr Land einen wissenschaftlichen Nobelpreisträger hervorbringen würde, wann also auch sie diesem besonderen Zirkel angehören würden. Der Hauptgrund hierfür ist aus meiner Sicht das Bedürfnis nach langfristiger Unterstützung und Absicherung unabhängiger Forschung, und nicht etwa ein Defizit eines bestimmten Landes oder dessen Einwohner. Schließlich haben ja viele Menschen aus anderen Orten der Welt Nobelpreise für ihre Arbeiten in den

USA erhalten. Die Liste von Nobelpreisträgern zeigt ja schon, dass wissenschaftliche Errungenschaften keine Grenzen kennen. Die Praxis, Menschen auf exklusive Listen zu setzen, verleugnet, dass die Wissenschaft universal ist. Spezielle Listen sind sicher unvermeidbar, aber wir sollten uns der Tatsache bewusst sein, dass das, was uns verbindet, sehr viel wichtiger ist als das, was uns trennt. Wir alle sollten dazugehören.

Eingegangen am 3. Juli 2012

Online veröffentlicht am 12. Dezember 2012